

«Was geht euch durch den Kopf?»

Geschichtsunterricht im KZ Ein Schreckensort und zugleich ein Lernort: Eine Schulklasse aus dem Berner Seeland besucht die Gedenkstätte des Konzentrationslagers Natzweiler-Struthof im Elsass. Der Geschichtslehrer weiss, dass Betroffenheit nicht verordnet werden kann.

Alexander Sury (Text) und **Adrian Moser** (Fotos)

Der Geschichtslehrer bückt sich, geht in die Knie und kriecht in den Hohlraum, der einst für die Montage eines Heizkörpers vorgesehen war. Seine Schülerinnen und Schüler sind für einen Moment verblüfft und starren in die kammerartige Öffnung, in der Herr Egli verschwunden ist.

Das Wachpersonal habe sich hier eine besondere Grausamkeit ausgedacht, sagt Felix Egli zu seinen Schülerinnen und Schüler, einer neunten Klasse aus Dotzigen im Berner Seeland. «Drei Tage mussten die zum Tode Verurteilten leiden, ehe sie, die kaum mehr gehen konnten, zum Galgen geschleppt wurden.» Die Hinrichtungsstätte war so positioniert, dass sie von überall im Lager gut sichtbar war. Mit

Die Schüler sind für einen Moment verblüfft und starren in die kammerartige Öffnung, in der Herr Egli verschwunden ist.

angezogenen Beinen kauert Egli während einiger Sekunden in dieser Minizelle im ehemaligen Konzentrationslager Natzweiler-Struthof südwestlich von Strassburg.

Kurz vorher hat er im Zellenrakt des Konzentrationslagers von einer anderen Bestrafungsform berichtet. In einer etwa drei auf drei Meter grossen Zelle wurden bis zu 20 Häftlinge für 48 Stunden ohne Nahrung eingeschlossen, die Notdurft mussten sie am Boden verrichten. Die Gruppe von elf Schülerinnen und Schülern und der Klassenlehrerin Bea Zbinden steht dicht gedrängt in der Zelle und hört Felix Egli zu. Bereits so ist es unangenehm eng, die Luft wirkt bald abgestanden. Sichtlich erleichtert verlässt die Gruppe nach einigen Minuten die Zelle.

Angefangen hat dieser Tag Mitte März früh, um 7.20 Uhr war Besammlung hinter der Landi in Dotzigen, wo der Car bereits wartet. Das Wetter ist regnerisch, der Himmel eine graue, tief hängende Decke. Das Coronavirus herrscht zwar bereits die Schlagzeilen, aber der Bundesrat hat noch keine weitreichenden Massnahmen beschlossen. Noch sind die Grenzen offen, die Fahrt in die Gedenkstätte Natzweiler-Struthof am Fusse der Vogesen – das einzige Konzentrationslager der Nationalsozialisten auf französischem Boden – dauert etwa drei Stunden.

Geschichtslehrer Felix Egli hat die Exkursion nach Struthof schon über zehnmal mit Schulklassen unternommen. Im Elternbrief wird korrekte Kleidung angemahnt («aus Respekt gegenüber den KZ-Opfern») und ein «intensiver, interessanter Tag» in Aussicht gestellt, «der unseren Neuntklässlerinnen und Neuntklässlern hoffentlich lange und nachhaltig in Erinnerung bleiben wird».

Eines der härtesten Lager

Eine dieser Neuntklässlerinnen ist Alesia. Sie hat Respekt vor dem Tag und befürchtet, dass es «schlimm» wird, gleichzeitig sei es sicher spannend zu sehen, wie ein Konzentrationslager

funktionierte. Felix Egli wird die Führung selber übernehmen. Er habe schon von Schulklassen gehört, die den Ausflug nach Natzweiler-Struthof mit einer Besichtigung des pittoresken mittelalterlichen Städtchens Colmar verbinden würden. «Mir widerstrebt es, bei so einem Thema auch noch die schönen Seiten des Elsass ins Programm aufzunehmen.»

Mit der Klasse hat er vorgängig im Unterricht das Thema Nationalsozialismus und Holocaust behandelt, eine Lektion war für die konkrete Vorbereitung der Exkursion nach Natzweiler-Struthof reserviert. 1941 wurde das Barackenlager im besetzten Elsass am Fusse der Vogesen auf einer Höhe von 800 Metern errichtet. Geologen hatten in der Nähe eine Ader mit rosa Granit gefunden – begehrtes Gestein für die Monumentalbauten von Hitlers Lieblingsarchitekten Albert Speer. Natzweiler-Struthof galt als eines der härtesten Lager im KZ-System der Nationalsozialisten.

Aus Gedenkstätten an Verbrechensorten des Nationalsozialismus in Deutschland wird in jüngster Zeit von einer Zunahme provozierender Fragen berichtet. Die Grenzen des Sagbaren verschieben sich. Opferzahlen würden während Rundgängen ganz offen angezweifelt; oder den Alliierten wird die Schuld gegeben am Massensterben in den Lagern, weil es durch ihre Bombardierungen zu Versorgungsengpässen gekommen sei.

Solche revisionistischen Aussagen hat Felix Egli während der Aufenthalte in Natzweiler-Struthof noch nie gehört. Nicht alle Klassen reagieren jedoch gleich, sagt Egli. «Letztes Jahr besuchte ich Natzweiler-Struthof mit einer Klasse, die kaum Emotionen zeigte und während des Rundgangs eher gleichgültig wirkte.» Klassenlehrerin Bea Zbinden glaubt, dass die Grösse der Klasse eine Rolle spielt: «Im vergangenen Jahr waren es fast 30 Schülerinnen und Schüler, das war eindeutig zu viel, so konnte kaum eine konzentrierte Stimmung entstehen.» Jetzt ist die Klasse vergleichsweise klein. Zwei Schüler haben sich dispensieren lassen, weil die Eltern wegen des Coronavirus Bedenken anmeldeten, ein Schüler gab an, er wolle den Opfern auf seine Weise gedanken, er könne dies aber nicht am Ort ihrer Qualen tun.

Die exponierte Lage des Konzentrationslagers an den schroffen Hängen des Mont Louise – vor dem Krieg ein beliebtes Naherholungsgebiet der Strassburger – führte dazu, dass es im Winter oft eiskalt und im Sommer brütend heiss war. Die Sterblichkeitsrate war von Beginn an entsprechend hoch. Rund 52'000 Menschen aus über 30 verschiedenen Nationen wurden nach Natzweiler oder in eines seiner vielen Nebenlager am Rhein und am Neckar deportiert, rund 22'000 von ihnen kamen ums Leben. Auch französische Widerstandskämpfer wurden in Natzweiler hingerichtet. Noch kurz vor der Räumung des Lagers im Herbst 1944, als die Amerikaner im Anmarsch waren, wurden 180 Mitglieder der Résistance aus dem Vogesen-Region hingerichtet und verbrannt.

Die steinerne Flamme

Die Reise geht Richtung Norden auf der Autobahn, an Colmar vorbei, dann durch die Ausläufer der Vogesen. Schmucke Elsassier Dörfer mit Riegelhäusern und alten Mühlen an Bächen ziehen vorbei, die Strasse steigt langsam durch die Rebberge. Nebel kommt auf, eine dünne Schneeschicht bedeckt die Landschaft während der kurvenreichen Fahrt hinauf durch Nadelwälder auf das Hochplateau.



22 000 Menschen kamen hier ums Leben: Die Hinrichtungsstätte im Lager war so positioniert, dass sie von überall gut sichtbar war.

Plötzlich steht es da und reckt sich mächtig empor, das Mahnmal von Struthof: In der 40 Meter hohen, steinernen Flamme ist die abgemagerte Silhouette eines Deportierten sichtbar. Der Blick hinerunter, Doppelzäune mit Wachtürmen begrenzen das von Wald eingerahmte Lager. Die Baracken wurden auf dem terrassierten Hang errichtet, heute stehen noch die oberen zwei Baracken und am unteren Ende das Krematorium und die Baracke mit den Zellen und den Räumlichkeiten, wo Ärzte Medizinexperimente durchführten.

«Gehen wir zuerst zur Gaskammer?», fragt Felix Egli seine Kollegin. Noch ist etwas Zeit, bis die Gedenkstätte nach der Mittagspause öffnet. Der Car fährt oberhalb des Lagers vorbei, und nach zwei, drei Kurven steht auf der rechten Seite ein Abzweiger mit der Aufschrift «Chambre à gaz». Die Gaskammer befand sich nicht auf Lagergelände. Sie wurde 1943 vom Lagerkommandanten Josef Kramer auf Antrag von Medizinprofessoren der Reichsuniversität Strassburg im ehemaligen Ballsaal eines Hotels eingebaut.

Vom 14.–21. August 1944 wurden dort 86 jüdische Deportierte aus Auschwitz

«Im vergangenen Jahr besuchte ich das KZ mit einer Klasse, die kaum Emotionen zeigte und während des Rundgangs eher gleichgültig wirkte.»

Felix Egli, Geschichtslehrer

vergast. Ihre Skelette sollten den Grundstock einer Sammlung von August Hirt werden. Der Mediziner war Professor in Strassburg und so etwas wie der Lagerarzt, der dort Leichen seziierte und Raststudien betrieb. Die Gaskammer wurde auch für die Erprobung von Kampfgasen und Versuche mit Typhus genutzt. Das unscheinbare Gebäude hat auch über Mittag geöffnet, eine junge Studentin sitzt im Eingangsbereich an einem Tisch und lernt für Prüfungen. Die Klasse betritt den ehemaligen Ballsaal, in dem noch wenige Jahre vor der Errichtung des Lagers ausgelassene Feste gefeiert wurden. Eine gewisse Beklemmung ist spürbar. Gleich rechts neben dem Eingang wurde die Gaskammer eingebaut, ein Raum mit weiss gekachelten Wänden, er misst etwa etwa 12 Quadratmeter, mit einer Gaskuchbar auf der Seite. Eine Schülerin wird nachher sagen: «Als wir in der Gaskammer waren, hatte ich ein sehr schlechtes Gefühl und wurde traurig.»

Warnung vor den Bildern

Zurück im Lager: Der Rundgang beginnt beim massiven, zusätzlich mit Stacheldraht gesicherten Holztor. In der ersten Baracke wird das Unterdrückungssystem in Struthof dokumentiert. Die Schülerinnen und Schüler haben ein Dossier mit Informationen und Fragen, die sie in kleinen Gruppen beantworten sollen.

Im Dossier sind auch die Zeichnungen von Henri Gayot abgedruckt, er war von Beruf Zeichnungslehrer und stammte aus der Stadt La Rochelle am Atlantik. Als er von Struthof verlegt wurde, gelang es ihm, einige der Skizzen, welche den Lageralltag und die Quälereien dokumentierten, aus dem Lager

hinauszuschmuggeln. Nach dem Krieg fertigte er aus diesen Skizzen Bilder an. Die Schülerinnen und Schüler haben die Aufgabe, den Skizzen Titel zu geben.

In einem der Räume sind die medizinischen Experimente ein Thema. Eine Warnung ist angebracht: «Die in diesem Bereich gezeigten Dokumente können für den Besucher schwierig zu betrachten sein, insbesondere für jüngere Personen.»

Einige Schülerinnen halten sich an den Händen, kurze Blicke werden auf die Bilddokumente geworfen. Ein Foto zeigt gestapelte Leichen nach der Vergasung, die für den Transport an die Universität Strassburg vorgesehene waren. Felix Egli erklärt vor einem Plakat das System der Kennzeichnung der Insassen mit verschiedenfarbigen Winkeln und Dreiecken, die auf die Häftlingskleidung aufgenäht wurden: Juden, Bibelforscher, Homosexuelle, gewöhnliche Kriminelle.

Ein auf Plakatgrösse aufgezoogenes Foto zeigt einen Mann mit Fussfessel, bewacht von zwei britischen Soldaten. Es ist der ehemalige Kommandant des KZ Struthof, Josef Kramer, in englischer Gefangenschaft. Später wurde er als Kriegsverbrecher verurteilt und gehängt. Felix Egli berichtet kurz von seiner Herkunft aus einfachen Verhältnissen, seiner Arbeitslosigkeit in der Weltwirtschaftskrise, dann nach der Machtergreifung der Aufstieg beim SS-Wachpersonal, das für die Konzentrationslager zuständig war.

«Er war ein eher primitiver, autoritätsgläubiger Charakter», sagt Egli, «der bis zuletzt kein Unrechtsbewusstsein zeigte und sich auf den Standpunkt stellte, nur Befehle ausgeführt und das ihm zugewiesene Menschenmaterial benutzt zu haben.»

Der Weg geht hinunter Richtung Krematorium, die Terrassen sind verbunden durch Steintreppen. Felix Egli bleibt stehen und erzählt, dass die meisten Insassen schon bald nach ihrer Ankunft extrem geschwächt gewesen seien von der Schinderei und der Unterernährung. «Sie konnten diese Steintreppen nicht mehr normal hinaufsteigen.» Er packt sein linkes Bein unter dem Oberschenkel, hievt es langsam auf die nächste Stufe und zieht das andere nach. Die



«Kein Platz hier»: Originale Pritschen aus den Unterküften der KZ-Häftlinge.



Geschichtslehrer Felix Egli mit Schülern vor einem Modell des Konzentrationslagers.

Schülerinnen und Schüler sind sichtlich betroffen.

Der Blick ins Grüne

Das Krematorium besteht aus einem Ofen, hinter dem an der Decke drei Haken befestigt sind. Dort wurden die Häftlinge aufgehängt, ehe sie in den Ofen geschoben wurden. Egli erinnert an die über 100 Widerstandskämpfer, die hier kurz vor der Evakuierung des Lagers ermordet und verbrannt wur-

den. «Diese Männer mussten quasi anstehen für ihre eigene Hinrichtung. Weil es nicht schnell genug ging, wurden, so berichten zumindest einige Quellen, am Ende die Männer lebendig in die brennenden Öfen geschoben.»

Und wenn das Krematorium in Betrieb war, hiess das für die KZ-Wachmannschaft, dass sie warm duschen konnten. Die Wege des Grauens sind hier kurz. Gleich neben dem Krematorium befindet sich ein Erschiessungs-

raum mit einem Abfluss für das Blut. Es schliesst sich das Büro des leitenden Arztes August Hirt an, dezent grün mit Ornamenten tapeziert. Der Blick durch das Fenster geht – einmal abgesehen von den Zäunen – ins Grüne. Am Ende des Korridors ist der Obduktionsraum mit einem Tisch für die Sezierung der Leichen.

«All dies geschah im Namen der Wissenschaft», sagt Felix Egli und fügt nach einer Pause hinzu: «NS-Ärzte waren Henker.» Er erinnert seine Klasse an den Film «Schindlers Liste» von Steven Spielberg, den die Klasse im Unterricht gesehen hat. «Ihr erinnert euch an die Ärzte im Zwangsarbeitslager Plaszow, die die Insassinnen und Insassen selektierten und darüber entschieden, wer vorerst leben und wer sofort in den Gaskammern von Auschwitz sterben musste.»

Auf der anderen Seite des Korridors befindet sich ein Raum, der das gemütliche Atelier eines Töpfers sein könnte. Tonkrüge sind an den Wänden auf Holzgestellen gestapelt. Die Asche von Verbrannten wurde an Angehörige von reichsdeutschen Häftlingen verkauft. Der Rest sei in die Aschengrube vor dem Krematorium gekommen, erläutert Felix Egli, und später als Dünger für den Kartoffelacker des KZ-Kommandanten verwendet worden. «Die haben tatsächlich noch aus der Asche der Sklaven Geld gemacht», sagt einer der Schüler.

«Schlicht unfassbar»

Nach der Führung durch die Gedenkstätte lässt sich die Gruppe in der Cafeteria des 2005 vom damaligen Staatspräsidenten Jacques Chirac eröffneten Europäischen Zentrums für den deportierten Widerstandskämpfer nieder. Klassenlehrerin Bea Zbinden bittet die Schülerinnen und Schüler, in ihrem Skizzenbuch unmittelbar Eindrücke in Wort und Bild festzuhalten. Sonst werden darin Gedanken zu Theaterbesuchen oder wie kürzlich zum Besuch im Centre Dürrenmatt formuliert. «Das Skizzenbuch soll der Klasse die Möglichkeit geben», sagt Bea Zbinden, «auf Exkursionen Eindrücke aufzuzeichnen und auch zu begründen, warum man etwas für gut befunden hat.»

Die elf Schülerinnen und Schüler haben zehn Minuten Zeit. In den aufgeschlagenen Skizzenbüchern sind auch zeichnerische Beiträge zu sehen, rauchende Schlotte oder ein Friedhof mit

«Ich kenne die Menschen, die in diesem Konzentrationslager gelitten haben, alle nicht. Trotzdem macht es mich traurig und sehr nachdenklich.»

Jaël, Schülerin

vielen Kreuzen. «Kein Platz hier» heisst es etwa, und die engen Unterkünfte werden mit Strichmännchen bevölkert. In einem anderen Buch scheint das klein geschriebene Wort «Hoffnung» von den beiden gross und schwarz wirkenden Vokabeln «Krieg» und «Tod» überwältigt zu werden. Ein Schüler hat notiert, dass er für alles, was hier passiert sei, «komplettes Unverständnis» empfinde.

Zurück im Car stellen sich die Neuntklässler der letzten Frage im Dossier: «Was geht euch nach dem Besuch der Gedenkstätte durch den Kopf?» Während der Car die kurvenreiche Strasse hinunter in die Rheinebene in Angriff nimmt, sagt Jaël, sie habe nicht gewusst, dass Menschen so aussehen können, «so abgemagert, nur noch Haut und Knochen». «Schlicht unfassbar» sei es, meint Neo, «wie Menschen verächtlich und rücksichtslos mit anderen umgehen». Nina sagt, sie habe Mühe, die richtigen Worte zu finden. «Ich fand es bedrückend», der schreckliche Alltag dieser Menschen im Lager sei ihr sehr nahe gegangen.

Geschichtslehrer Felix Egli sagt während der Rückfahrt, er habe bewusst auf moralisierende Appelle verzichtet, «ich wollte den Schülerinnen und Schülern vor allem Fakten vermitteln, wie die Unmenschlichkeit und die Todesmaschinerie in einem KZ funktionierte.» Kurz vor der Schweizer Grenze sagt Jaël, dass die Eindrücke in Natzweiler-Struthof für sie nicht einfach zu verarbeiten seien. «Ich kenne diese Menschen, die in diesem Konzentrationslager gelitten haben, alle nicht. Trotzdem macht es mich traurig und sehr nachdenklich.»

«Emotionen können solche Bildungsprozesse vertiefen»

Herr Gautschi, ist ein Besuch einer KZ-Gedenkstätte allen Schweizer Schülerinnen und Schülern in der obligatorischen Schulzeit zu wünschen?

Ja, unbedingt! Es sind genau solche Lerngelegenheiten, an die sich die Schülerinnen und Schüler noch jahrelang erinnern. Das entschädigt für den enormen Arbeits- und Organisationsaufwand der Lehrkräfte. Und zudem fordert der Lehrplan 21 ebenfalls ausserunterrichtliches Lernen an geschichtlichen Bildungsorten.

Was erachten Sie als entscheidend für das Gelingen eines Gedenkstättenbesuchs?

Das Wichtigste ist, dass bei solchen Besuchen die Geschichten von einzelnen Menschen sichtbar werden. Wenn wir uns mit ihren Schicksalen beschäftigen, tauchen die grossen Fragen sofort auf: Was waren die Ursachen der Geschehnisse? Wieso haben die Menschen so und nicht anders gehandelt? Weichen

Handlungsspielraum hatten sie überhaupt? Die Beschäftigung mit solchen Themen vor Ort macht die schrecklichen Verbrechen der Völkermörder viel klarer, und es wird deutlich, wie bedeutsam jeder einzelne Mensch ist.

Manchmal müssen sich Lehrkräfte nach einem Besuch einer KZ-Gedenkstätte eingestehen, dass diese Exkursionen weit hinter den pädagogischen Absichten zurückgeblieben sind. Wo sehen Sie die Ursachen?

Ich sehe drei Gründe: Erstens stellen die Lehrerinnen und Lehrer oft zu hohe Ansprüche. Auch bei grossen Themen



Peter Gautschi

Der Historiker leitet seit 2011 das Institut für Geschichtsdidaktik und Erinnerungskulturen an der Pädagogischen Hochschule Luzern.

wie Holocaust gilt es, einfache Ziele zu setzen. Zweitens kann eine Klassendynamik einen sorgsamen und aufmerksamen Umgang mit dem Thema erschweren. Geschichte vermitteln ist ein anspruchsvolles und risikoreiches Unterfangen, weil nicht alle wichtigen Faktoren beeinflusst werden können. Trotzdem muss es gelingen, die Schülerinnen und Schüler aus der Rolle des passiven Konsumentens zum aktiven Mitdenken zu führen. Drittens ist vielleicht der Vorbereitung oder der Nachbereitung zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt worden. Ausserunterrichtliches Lernen an geschichtlichen Bildungsorten erfordert viel Zeit, aber der Gewinn ist gross – wie sich auch und gerade in der heutigen Zeit zeigt.

Ein Besuch in einer KZ-Gedenkstätte kann Schülerinnen und Schüler emotional erschüttern. Sind diese Emotionen eine Voraussetzung für ein vertieftes Verständnis und kritische Reflexion?

Emotionen können eine Rampe für historisches Lernen sein und solche Bildungsprozesse vertiefen. Sie können aber auch zu Abwehrhaltungen und Blockaden führen, die sich gelegentlich in Gleichgültigkeit oder Widerstand äussern. Die Lehrkräfte kennen ihre Schüler und sind in der Lage, damit umzugehen und auch solches Verhalten als Lernchance zu nutzen. Solange Kinder nicht mit schockierenden Bildern überwältigt werden, besteht keine Gefahr für die Persönlichkeitsentwicklung. Eine gute Vorgehensweise bei solchen geschichtlichen Phänomenen, die emotional belastend sind, ist die innere Differenzierung. Damit ist gemeint, dass die Schülerinnen und Schüler auch bei einem KZ-Besuch diejenigen Angebote auswählen, die ihnen entsprechen und mit denen sie umgehen wollen. Und selbstverständlich gilt es aus pädagogischen Überlegungen, auch den Widerstand und das Überleben der Menschen in jenen schwierigen Zeiten zu thematisieren.

Sollten im Rahmen des Besuchs einer KZ-Gedenkstätte auch aktuelle Kriege und mangelnde Durchsetzung von Bürger- und Menschenrechten in der Gegenwart ins Blickfeld rücken? Geschichtsvermittlung beginnt immer in der Gegenwart und führt durch das Universum des Historischen wieder in die Gegenwart zurück. Wenn es nicht gelingt, das Thema mit der Lebenswelt der Jugendlichen und der Gegenwart zu verknüpfen, entsteht kein Bildungswert. Wie genau diese Lebenswelt- und Gegenwartsbezüge hergestellt werden, müssen allerdings die Lehrkräfte entscheiden, da sie die Klassen kennen. Die Durchsetzung von Bürger- und Menschenrechten, aber auch Zivilcourage, Antisemitismus oder die kriegerischen Auseinandersetzungen in der Gegenwart sind mögliche Themen, die deutlich machen, dass grosse Fragen, die sich zur Zeit des Holocaust gestellt haben, auch heute noch aktuell sind.

Alexander Sury